

Die Volksmusik hat hier ihren Platz gefunden

Einst bedauerte Florian Walser, dass er keinen Bezug zur eigenen Volksmusik hatte. Heute hat er es geschafft, in der Zürcher Tonhalle die Stubete am See zu etablieren. Die Entwicklung der Volksmusik in den letzten Jahrzehnten ist stark von Institutionen geprägt.

Interview: Pia Schwab — Florian Walser ist Klarinetist im Zürcher Tonhalle-Orchester. Bereits vor dem Studium ging er als Zuhörer in diesem Haus ein und aus, sah immer den älteren Herrn an der Es-Klarinette und wusste: Ich möchte hier Es-Klarinetist werden. Er studierte in Zürich und schon 1990, während dem Weiterstudium bei Hans Rudolf Stalder in Basel, erhielt er seine Stelle. Von 2012 bis 2014 war er zudem Leiter des Zentrums für Appenzeller und Toggenburger Volksmusik, des Roothuus in Gonten. Zusammen mit Johannes Schmid-Kunz organisiert er alle zwei Jahre in der Tonhalle die Stubete am See, das Festival für Neue Schweizer Volksmusik.

Wie kommt ein Mitglied des Tonhalle-Orchesters zur Volksmusik?

1990 stiess ich auf Hefte aus dem Mülirad-Verlag von Fabian Müller: alte Zürcher Tanzmusik. Das war für mich ein Erlebnis. Bis dahin mochte ich Schweizer Volksmusik nicht. Vieles lief auch über meine Kinder, weil ich mit Eltern von gleichaltrigen Kindern ein Vätertrio gründete. Ich interessierte mich dann fürs Arrangieren und arbeitete mich in ein Notationssystem ein, was in den Neunzigerjahren noch recht mühsam war. In dieser Zeit begegnete ich Fabian Müller persönlich, der mich dann fragte, ob ich bei der Veröffentlichung der Hanny-Christen-Sammlung mitmachen wolle. Ich habe etwa einen Viertel, rund zweieinhalbtausend Melodien harmonisiert. Später habe ich die Sagemattler- und die Löttscher-Sammlung herausgegeben.

Dann hat eine Förderinstitution einen entscheidenden Anstoss gegeben.

2006 schrieb Pro Helvetia den Wettbewerb «eCHos» aus. Da habe ich das Projekt für ein Volksmusik-Festival in der Tonhalle eingegeben. Unterschrieben hat das Gesuch auch Trygve Nordwall, der damalige Intendant der Tonhalle.

Und warum wollten Sie die Stubete hier veranstalten?

Aus mehreren Gründen: Einerseits weil ich fand, die Volksmusik gehöre wieder hier in dieses Haus. Dann war es mir ein Anliegen, Volksmusik in der wunderbaren Akustik der Tonhalle zu Gehör zu bringen, und dazu ist mir die Tonhalle in all den Jahren fast zur Stube geworden.

Die Volksmusik war also schon hier?

Vor 1936 bestimmt. Damals stand anstelle des Kongresshauses ein riesiger ovaler Saal mit Tanzmusikbühne, den man zum Garten hin öffnen konnte, und auch im Garten hatte es eine Muschel, in der Tanzmusik gemacht wurde. Auf den ersten Plakaten der Tonhalle wird geworben für «Symphonie-, Kammer- und Unterhaltungskonzerte». Das war ein ganz anderer Anspruch damals. Die Trachtenvereinigung hat eines ihrer ersten Feste hier in der neugebauten Tonhalle durchgeführt und ein Chalet auf die Bühne des grossen Saals gebaut. Im Orchester waren auch Leute, die viel Volksmusik spielten, Otto Würsch etwa und weitere Blechbläser.

Der Erfolg gibt Ihnen recht!

Wir hatten dann das Glück, dass es der richtige Moment war, dass der Ort passte, dass verschiedene Synergien zum Spielen kamen. Nach fünf Durchführungen ist die Stubete selbst eine Institution geworden.

Beissen sich die beiden Institutionen nicht auch ein bisschen?

Nein gar nicht. Für uns ist die Zusammenarbeit mit der Tonhalle-Gesellschaft und dem jeweiligen Intendanten wichtig. Sie unterstützen uns, indem sie uns ihre Infrastruktur zur Verfügung stellen. Wir spielen auch immer wieder Volksmusik an Veranstaltungen der Tonhalle-Gesellschaft. Die Volksmusik hat in den zehn Jahren in diesem Haus ihren Platz gefunden. Auf vielen Tourneen des Orchesters spielen wir volksmusikalische Zugaben. David Zinman und jetzt auch Lionel Bringuier haben Stücke bestellt bei mir, und das Orchester liebt sie.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Ländlermusik, die in jeder Skibeiz lief, «meine» Musik sein sollte.

Klingen denn die Volksmusik-Formationen in der Tonhalle anders als in einem Landgasthof?

Es gibt beides. Es gibt diejenigen, die zu uns kommen und einfach aus ihrem Repertoire spielen. Und gerade wenn es noch zum Tanz ist, dann ist das völlig vergleichbar. Natürlich auf einem relativ hohen instrumentalen Niveau – aber das ist es in manchem Landgasthof auch. Nicht vergleichbar ist, dass wir viele Uraufführungen haben.

Uraufführung deutet auf komponierte Musik, nicht auf improvisierte?

Auch da gibt es beides. Aber das war schon immer so, beispielsweise in der Appenzeller-Musik. Da wurde immer komponiertes gespielt und «G'Stägreiflets».

Das Kennzeichen für Volksmusik ist auch nicht, ob sie komponiert ist oder nicht, sondern dass es «einfache Musik» ist, geprägt von der Topografie, der Mentalität und der Geschichte der Menschen. Dadurch dass es einfache Musik ist, wird sie sowohl von Laien wie auch von Profis sehr gut gespielt. Das ist der Unterschied zu Jazz und Klassik. In den besten Volksmusikgruppen hat es auch Laien, im Tonhalle-Orchester nicht.

Was meinen Sie mit einfacher Musik?

Einfache Harmonik, klare Abläufe, kurze Teile, ohrenfällige, schöne Melodien. Es ist übrigens auch im Sinfoniekonzert so, beispielsweise heute Abend bei Bruckners Neunten: Die Stellen, die am meisten berühren, sind oft die einfachsten, wenn plötzlich dieser Riesenapparat ruhig ist und vier Holzbläser einen Choral spielen. Klar es gibt da auch die grosse Partitur, das ist interessant, aber darunter ist irgendwo die Grundlage, und das ist die einfache Musik.

«Volksmusik» ist ein seltsamer Begriff. Das Wort «Volk» sagt so gar nichts über Musik aus. Und viele sehen die Volksmusik auch zu eng, als etwas, das

stilistisch genau festgelegt ist, das man nach ganz bestimmten Regeln spielen muss. Das stimmt aus meiner Sicht ganz und gar nicht.

War die Spielweise einmal so eng definiert?

Der Aufschwung der Medien, die Anfänge des Fernsehens haben sich wohl so ausgewirkt. Und die Entwicklung von Schwyzerörgeli und Akkordeon! Man muss sich vorstellen: Im 19. Jahrhundert musste man jeden Nachschlag entweder mit zwei Blechbläsern oder einer Geige machen. Sprich: Die Ensemblegrösse war exponentiell höher. Was ein Akkordeonist links macht, dafür brauchte man oft drei Leute. Typisch für das 19. Jahrhundert ist die Streichmusik wie sie die Fränzlis da Tschlin haben: Klarinette, Trompete, zwei Geigen, Bass. Dem sagte man lustigerweise Streichmusik. Damals gab es die Appenzeller Streichmusik noch lange nicht.

Die Musik ist also etwas verarmt?

Ja, genau. Und der andere Grund war der Ländler, das Virtuose. Es musste schnell sein, Dreiklänge aufwärts, Dreiklänge abwärts, viel arpeggiert. Wirklich eine Verarmung: in der Besetzung, im Rhythmischen und auch im Klang. Ich glaube, das hat viele Leute aus meiner Generation von der Volksmusik abgehalten. Mir ging es auch so: Als ich zwanzig war, habe ich bemerkt, dass ich keinen Bezug zur Musik aus meiner Region hatte. Das habe ich sehr bedauert. Ich konnte mir aber auch nicht vorstellen, dass die Ländlermusik, die in jeder Skibeiz lief, «meine» Musik sein sollte.

Und was geschah dann?

Es gab eine enorme Öffnung. Und dabei spielen die Institutionen eine überaus wichtige Rolle.

Das müssen Sie erklären.

Am Anfang der Entwicklung stehen die Folkfeste auf der Lenzburg in den Siebzigerjahren. Die haben enorm viel ausgelöst. Plötzlich kamen städtische junge Leute mit Volksmusik in Berührung. Da fand statt, was auch hier an der Stubete und eigentlich bei jedem Volksmusik-Konzert, das ich spiele, stattfindet. Die Leute haben ein Aha-Erlebnis: Ach, das

ist Schweizer Volksmusik, das ist ja cool, das ist ja lebendig!

Nach diesem Beginn gab es einige Pioniere, die den Weg bereitet haben für Institutionen wie das Haus der Volksmusik in Altdorf, das Roothuus in Gonten, aber auch den Studiengang an der

Luzerner Musikhochschule.

Eine der ersten Institution ist für mich der Mülirad-Verlag, der eine grosse Rolle gespielt hat bei der Entwicklung. Fabian Müller hat schon früh tolle Hefte herausgegeben. Und dann natürlich die Hanny-Christen-Sammlung. In den Umkreis gehört dann auch die Gesellschaft für die Volksmusik in der Schweiz GVS, in der sich die Leute zusammengeschlossen haben, die die Volksmusik wieder wachrütteln und weiterentwickeln wollten. Die GVS hat etwa die Hanny-Christen-Edition ermöglicht. Die Initiative kam aber von Fabian Müller, der diesen Schatz in der Universitätsbibliothek Basel aufspürte und Erfahrungen aus Skandinavien hatte, wie man dort mit der Volksmusik umgeht, wie lebendig sie dort ist.

Mein Traum war es immer, dass wir irgendwann ein Netz von Volksmusikhäusern haben.

Daneben gibt es den Verband Schweizer Volksmusik VSV, den Jodlerverband usw.

Das sind natürlich ganz andere Kaliber, die haben viel mehr Mitglieder. Darin sind vor allem die Laienmusikanten zusammengeschlossen. Sie sind in Kantonalverbände unterteilt, sie organisieren grosse Feste, Wettbewerbe und die Ausbildung.

Die «alten» Institutionen sozusagen?

Die sind zum Teil auch sehr modern. Gerade die Website des VSV ist topmodern, ebenso wird das Heft *Schweizer Volksmusik*, das er herausgibt, sehr aufwendig gemacht. Am Anfang gab es da vielleicht gewisse Berührungängste zwischen den neuen Institutionen und den bestehenden Verbänden. Es liegt auch daran, dass viele nicht genau verstehen, dass in der Volksmusik ein Laie genau die gleiche Berechtigung hat wie einer, der ein Instrument studiert hat. Der Unterschied ist, dass der eine versucht, davon zu leben, und der andere hat einen Brotjob und macht am Abend Musik. In der Volksmusik Profi zu sein, ist viel härter als in anderen Genres, denn es gibt so viele Laien, die für sehr kleine Gagen auftreten können und sehr gut spielen.

Da hat die Institutionalisierung bestimmt viel gebracht, weil ja auch mehr Gelder zur Verfügung stehen. Seit dem eCho-Wettbewerb haben praktisch alle Stiftungen die Volksmusik entdeckt und bei vielen gibt es sogar schon eine spezielle Person, die diese Gesuche beurteilt.

Nun die Frage nach dem Huhn und dem Ei: Hat sich zuerst die Szene entwickelt und die fördernden Institutionen formierten sich entsprechend? Oder wurde institutionell ein Rahmen gegeben, der danach gefüllt wurde?

Das ist schwer zu sagen. Man hat bestimmt an einem bestimmten Punkt der Entwicklung bemerkt: Es braucht jetzt Geld. Man hatte gesehen, wie schwierig es gewesen war, das Geld für die Hanny-Christen-Sammlung zusammenzubringen und wie viel diese Publikation dann aber ausgelöst hatte. Eine kreative Generation von Musikanten traf zeitgleich zusammen mit dem Bedürfnis, den eigenen musikalischen Wurzeln nachzugehen.

Kommen in Zukunft noch weitere Institutionen?

Ich hoffe es sehr! Mein Traum war es immer, dass wir irgendwann ein Netz von Volksmusikhäusern haben. Nicht in jedem Kanton, das wäre zu kleinräumig. Aber etwa vier Häuser brauchen wir, damit wir die Schweiz abdecken können. Es ist ja so, dass jemand, der im Engadin einen schönen Nachlass zu vergeben hat, den nicht gern in die Innerschweiz geben will. Und erst recht die Appenzeller! Die würden wohl kein Büchlein nach Altdorf geben wollen. Daher brauchen wir Zentren in der Nähe der Leute. Wenn sich das Bundesamt für Kultur dessen annehmen würde, wäre das wirklich ein grosser Schritt. Das Österreichische Volksliedwerk ist dafür seit über 100 Jahren ein erfolgreiches Beispiel.

Besteht Hoffnung auf Bundesförderung?

Ich habe bei Markus Brülisauer, dem Leiter des Hauses für Volksmusik, angefragt, wie jetzt der Stand

sei. Für die neue Kulturbotschaft hat man es leider nicht geschafft, dieses Anliegen einzubringen. Aber es gibt einen Kredit beim BAK für Museen und Archive. Die Hoffnung besteht, dass das Haus der Volksmusik und das Roothuus von dort erste Unterstützung bekommen.

Um was zu tun?

Die beiden Institutionen mussten sich ja – auch wegen der Kulturbotschaft – bereits zusammmentun. Nun geht es darum, die Bestände in beiden Häusern auf die gleiche Art und Weise zu erfassen, und zwar im Hinblick auf eine Online-Volksmusikplattform für die ganze Schweiz. Darauf sollte schliesslich jeder – natürlich unter einer gewissen Aufsicht – Volksmusik greifbar machen können. Wir haben viele Musikanten, die auch archivarisches äusserst aktiv sind, etwa Serge Schmid vom Emmentaler und Entlebucher Musikarchiv oder Lorenz Mühlemann mit seinem Zither-Zentrum in Trachselwald.

So ergäbe sich ein riesiger Fundus. Aber man müsste das so schnell wie möglich institutionalisieren und die Datenbanken angleichen.

Geht es um grosse Bestände?

Enorme Bestände. Im Roothuus ist beispielsweise der Nachlass «Gehrseff» einer der ganz grossen. Das war der Hackbrettler der ersten Streichmusik, der bis in die Vierzigerjahre lebte. Seine Familie hat den Nachlass jetzt dem Roothuus gegeben. Das ist eine Sensation, denn diese Büchlein wurden gehütet wie Heiligtümer. Mit den Gehrseff-Büchlein kann man die Appenzeller Musikgeschichte von 1880 bis 1940 nachvollziehen. Da kommen etwa auch amerikanische Schlager vor. Man kann ablesen, wie die Appenzeller in den Zwanzigerjahren Jazz in die Streichmusik übernommen haben.

Gibt es auch Gefahren dieser Institutionalisierung?

Ja, dass man Freiheiten verliert im Umgang mit Volksmusik. Im Moment ist die Szene extrem frei. Da macht wirklich jeder, was er will, nimmt alte Schweizer Musik oder Musik aus Ungarn oder Finnland oder was weiss ich und mischt sie ... Im Sinfoniekonzert darfst du ja kaum einen Praller machen auf einer Note, schon regt sich Protest im Publikum.

Und in der Volksmusik ist man ganz locker?

Es gibt immer noch die Ängste, dass die Volksmusik etwas verliert, wenn man sie institutionalisiert und die Leute professionell ausbildet. Da muss man entgegenhalten mit dem Beispiel von drei Leuten, die jetzt im Pensionsalter sind: Noldi Alder, Ueli Mooser und Domenic Janett. Das sind wohl die ältesten Volksmusikanten, die ein Musikstudium gemacht haben, und man sieht: Es befruchtet enorm, wenn solche Leute in der Szene aktiv sind. Es nimmt auch niemandem etwas weg. Es hat immer beides Platz: das Laienschaffen und das professionelle. Der Profi spielt ja die Musik auch nicht viel besser, er beschäftigt sich einfach anders damit, weil er noch Jazz oder Klassik studiert hat. Das muss man ja, auch wenn man Volksmusik im Schwerpunkt hat. Aber es bedeutet: Man bekommt einen weiteren musikalischen Horizont.

Musique populaire à la Tonhalle

Résumé: J.-D. Humair — Florian Walser est clarinettiste à l'orchestre de la Tonhalle de Zurich. En parallèle, avec Johannes Schmid-Kunz, il organise tous les deux ans dans ce même lieu le festival «Stubete am See», consacré à la nouvelle musique populaire suisse.

Pour la Tonhalle, c'est une sorte de retour aux sources, car jusqu'en 1936, à la place du centre de congrès, se trouvait une salle ovale avec une scène pour la musique populaire qui s'ouvrait sur le jardin. La musique populaire était mentionnée sur les premières affiches. La Fédération des costumes a notamment organisé une de ses premières fêtes à la Tonhalle. Elle avait construit un chalet sur la grande scène. En cinq éditions, le festival «Stubete am See» s'est bien établi.

Selon Florian Walser, la simplicité de la musique populaire fait qu'elle est jouée aussi bien par des musiciens amateurs que par des professionnels. Mais contrairement aux préjugés, Florian Walser considère que la musique populaire n'est pas limitée ni contrainte par un style et des règles.

L'accordéon a passablement réduit les orchestres de musique populaire. Au 19^e siècle, il fallait trois musiciens, violonistes ou cuivres, pour produire l'accompagnement que l'accordéoniste joue de sa seule main gauche. Le genre s'est alors appauvri, en timbre, en rythme, en variations, et c'est peut-être ce qui a conduit la génération de Florian Walser à se détourner de la musique populaire.

Et puis, dès les années 1970, plusieurs institutions se sont attachées à la faire renaître, notamment la Fête populaire de Lenzburg. Elles ont ouvert la voie à la création d'institutions comme la Maison de la musique populaire à Altdorf, la Roothuus à Gonten, le cursus de musique populaire à la HEM de Lucerne. En parallèle, des maisons d'édition comme Müllrad, pilotée par Fabian Müller, ont sorti de belles partitions. Enfin, la Société pour la musique populaire en Suisse a fédéré les différents acteurs de ce renouveau. Mais les «anciennes» institutions (association des jodleurs, etc.) ont elles aussi rajeuni et suivi le mouvement.

Florian Walser espère que de nouvelles institutions voient encore le jour. Il rêve d'un réseau de Maisons de la musique populaire, environ quatre qui couvriraient toute la Suisse: il faut des centres proches de la population. Peut-être pourraient-ils être soutenus par l'Office fédéral de la culture.

En institutionnalisant, on risque toutefois de perdre la liberté de la musique populaire, qui n'hésite pas par exemple à emprunter des éléments de musique hongroise ou finlandaise et à les mélanger au folklore local. Les musiciens formés et professionnels risquent aussi d'effrayer les amateurs. Mais Florian Walser est catégorique sur ce point: il y a de la place pour les deux.